

Aus Hans Scherrs Jugendleben und Jugendschriften

Von Prof. Dr. Anton Nägele

I.

So umfangreich auch das Schrifttum ist, das Hans Scherr als Verfasser zahlreicher Romane und Novellen, von Literatur- und Kulturgeschichten, von politischen und satirischen Werken hinterlassen hat, so spärlich fließen die Quellen über seinen äußeren Lebensgang und seine innere Entwicklung. Selbst sein Stiefsohn Haggenmacher mußte bei Veröffentlichung einer biographischen Skizze im Novellenbuch den Mangel mündlicher und schriftlicher Aufschlüsse und Ueberlieferungen über des Vaters Leben und Schaffen beklagen. Und heute durchforscht ein Schweizer Gelehrter für seine geplante Lebensbeschreibung ganz Süd- und Norddeutschland nach Spuren brieflichen Verkehrs und anderer schriftlicher Hinterlassenschaft. Hätte er, der im Leben arg herumgeschlagen wurde, viel erlebt und viel erlitten hat in sturmreicher Zeit, gleich manchen seiner kleineren Zeitgenossen Memoiren und Tagebücher geschrieben, über die er sich öfters satirisch ausgelassen hat, wieviel psychologisch Interessantes, heimatgeschichtlich Bedeutsames würden wir aus solchem autobiographischen Material erfahren können!

Der an der Stätte von Scherrs vormärzlichem, politisch-revolutionärem Wirken einige neue Blätter seinem vielgestaltigen Lebensbuch einfügen darf, entstammt derselben Heimat am Fuß des Rechbergs, die der Novellist und Essayist in jungen und alten Tagen so begeistert geschildert hat. Zu der schon in Studienjahren begonnenen Beschäftigung mit Scherrs Leben und Schriften wie zu der neuen, von berufensten Biographen gewünschten Beitragsleistung

hat längst die alte Elternhausstradition den Verfasser legitimiert; es ist die Tatsache, daß mein Großvater Kaspar Nägele (1821—1898 in Straßdorf) seinem Schulkameraden und Jugendfreund, dem vier Jahre älteren, stets kränklichen Straßdorfer Lehrersöhne die ersten Schritte ins literarische Leben ebnen half und mit seiner bis ins hohe Alter schönen Handschrift die ersten Früchte der Scherrschen Muse aus der Ehinger, Züricher, Tübinger und Winterthurer Studienzeit für den Druck in Gmünd und Reutlingen vorbereitete. Die von „Onse und Ane“ sorgsam Jahrzehnte lang im Wandkasten gehüteten Erstlinge des Straßdorfer Poeten habe ich als Studentlein vor der vollständigen Verschleuderung durch eine neue, weniger interessierte Generation bewahrt und wenigstens das äußerst seltene erste Gedichtbändchen: *Poetische Versuche* (1835) als köstliches Erbe aus des Verfassers und Schreibers Hand angetreten. So hat sich durch bald fünf Jahrzehnte meines Lebens das Andenken an den Großvater, den geschickten Bauernschneider und Schneiderhanern, mit der Erinnerung an den großen Heimatsohn verknüpft, der im nahen Heimatbüchlein Straßdorf N. Gmünd seine bedeutsamsten Jugendjahre verbrachte, seit der Vater das hochgelegene Weller Hinterrethberg, seines Sohnes Johannes Geburtsort, 1829 mit dem näher bei der Oberamtsstadt gelegenen Dorf zwischen Rechberg und Gmünd vertauschte. Eingedenk des Schillerschen Wortes: „Wohl dem, der seiner Väter treu gedenkt!“, hielt der Gmünder und Rottweiler Student beide Erinnerungen miteinander verknüpft, unverdrängt durch die von der württembergischen Studienordnung für angehende Theologen auferlegten zweimaligen Konkurrenzexamensbüffelearbeiten, neugeweckt durch zwei festliche Anlässe. Mit Stolz erfüllte den jungen Obergymnasisten die durch großväterliche Erzählungen grundgelegte Kenntniss von dem alten Achtundvierziger Demokraten und Schriftsteller zum erstenmal, als bei der Königsfestfeier des Rottweiler Gymnasiums 1892 mein verehrter Lehrer in Religion, Philosophie und Hebräisch, der durch den preussischen Kulturkampf aus seiner Heimat Andernach am Rhein vertriebene Professor Dr. Johann Peter Balzer, als „Preuze“ trotzdem ein Anhänger der nationalliberalen Partei, (gestorben 4. Jan. 1919) in seiner hernach gedruckten Festrede über die Weltanschauung des Materialismus den kaum einem Mitschüler und gewiß nur wenigen Lehrern bekannten Züricher Professor Johannes Scherr als Zeugen gegen den damals noch oben und unten herrschenden unseligen Zeitgeist zitierte; das längere Zitat schloß mit dem im Gedächtnis noch haften gebliebenen, aber bislang in keiner Scherrschrift wiedergefundenen Vers: „Gewöhne dich, Rake, gewöhne dich dran, es kommt doch alles auf die Gewohnheit an“, sprach der Väter, als er grausam die Rake als Ofenbesen benützte. Die mit dem unverwüßlichen rheinischen Dialekt vor unverbesserlichen Schwaben vorgefragene Stelle blieb als einzig wirksame, bildsame Stelle aus dem hochphilosophischen, apologetischen Vortrag im Knabenhirn haften, während gerade sie dem geistig regsamem achtzigjährigen Professor im Ruhestand seiner rheinischen rebenreichen Heimat völlig entschwunden war, als ich 20 Jahre später am Ufer des Rheins ihm das Erlebnis erzählen durfte.

Ebenso unvergeßlich blieb mir eine weniger hochfestlich veranlaßte Rede und zwar eine ganz vollständige, weil nur aus zwei Sätzen bestehend. Bei einem Ferienkommers der um den Rechberg herum beheimateten Tübinger Theologen, der anfangs der Neunzigerjahre im Lammwirthshaus in meiner Heimat Straßdorf stattfand, ließ auf des Präsidenten Paukaufforderung hin ein Student aus Rechberg-Vorderweiler, der hochbegabte, gleich Scherrs Bruder August frühverstorbene Augustin Wahl (1869—1901), eine Rakete steigen mit dem Witzwort, das er an das Dictum eines damals berühmten oder vielmehr berühmten, später im Irrenhaus gestorbenen Ehinger Gymnasial-Professors köstlich anzuknüpfen wußte. Der aus Weinsberg stammende Professor Dr. Merk pflegte seinen Schülern oft zu sagen: „Der erste Mann von Weinsberg ist, wie ihr alle wißt, der Dichter Justinus Kernér; der zweite — das zu sagen, verbietet mir meine Bescheidenheit.“ So darf auch ich euch, meine lieben Kommilitonen, die ihr am Fuß des Rechbergs heute kommerzieren, hochgemut ins Gesicht hinein sagen: „Der erste berühmte Mann von Rechberg ist ohne Zweifel der Schriftsteller Prof. Dr. Hans Scherr, der zweite — das zu sagen, verbietet mir meine Bescheidenheit.“ Sprach und setzte sich. In das Hallo der feuchtfröhlichen Tafelrunde stimmte auch der jüngste, noch grasgrüne „Frosch“, damals noch nicht akademischer Bildung teilhaftig, frohgemut ein, nicht ohne den alsbald gefaßten Hintergedanken, mehr noch als der akademisch gebildete Redner habe das Straßdorfer Studentlein, dessen Heimatdorf beinahe zweimal so lang Aufenthaltsort des Vaters und dann Aufenthaltsort des berühmt gewordenen Sohnes gewesen, ein Anrecht auf die Anwendung dieses heimatstolzen Spruchs. Ebenso fern war damals beim Hörer des bon mot die Furcht, mehr oder weniger berechtigte Zweifel an der Bescheidenheit wie beim zweiten oder an der Zurechnungsfähigkeit wie bei dessen erstem Urheber zu erwecken.

Weitere Auffrischung des vom alternden, dem Grabe nahen Großvater hochgehaltenen, auch in der Waldstetter Verwandtschaft fortlebenden Namens der alten Straßdorfer Lehrersfamilie Scherr und deren bedeutenden Söhne brachte dem Tübinger Studenten eine Schweizerreise nach den beiden Hauptstationen des vor- und nachrevolutionären Lebens und Wirkens unseres Schwaben, Winterthur und Zürich. Dort lebte damals ein naher Verwandter mütterlicherseits, der aus Waldstetten N. Gmünd gebürtige Johannes Kienzle, dessen eine Tochter, durch Schönheit und Sangeskunst ausgezeichnet, in der Blüte der Jahre ins Grab sank und eine nie vernarbte Wunde im Elternherzen zurückließ, die andere verheiratete sich an einen Züricher Polizeibeamten Buri; die nächste Generation verlor in der Großstadt alle Beziehungen mit der schwäb. Heimat. Ein Gang zum Grab in Zürich und Erwerbung eines Bildes des vor wenigen Jahren verstorbenen berühmten Hochschulprofessors und mündliche Erkundigungen über sein Wirken erweiterten die bisherigen Kenntnisse über des Landmanns ferneres Leben und Schaffen. Dagegen konnten die noch romantisch ungeklärte, vorurteillose Jugendbegeisterung für den roten Demokraten selbst die stark verurteilenden Äußerungen eines verehrten Tübinger Philologieprofessors, E. S., dem ich Scherr als meinen nächsten Landmann oder mich als seinen Landmann

vorstellte bei abendlicher Einladung, kaum trüben; ob sie mehr dem politischen oder religiösen Revolutionär oder dem literarischen bezw. historischen Kritiker galten, konnte ich nicht erkennen, zumal der Herr Collega academicus Scherr's von jedem Verdacht katholisierenden Geistes frei und der Gatte einer Tochter des stark demokratischen Ministers v. S. war. Vielleicht hatte der ausnahmsweis nicht norddeutsche Tübinger Universitätsprofessor auch auf die übrige Schriftstellerei des zeitgenössischen Züricher Amtsgenossen das Urteil des Berliner Historikers Treitschke angewandt, das dieser in seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert über die zwei 1844—1845 in Winterthur erschienenen, Württemberg und Preußen betreffenden Schriften Scherr's fällt: „Von Schmutz starrende Bücher.“

Mehr Verständnis für meinen literarischen Landsmannstolz zeigte merkwürdigerweise ein katholischer Pfarrer, der Schwarzwälder Volkschriftsteller Heinrich Hansjakob von St. Martin in Freiburg bei einem Besuch in seiner idyllischen Karthause nach der Jahrhundertwende. Die beiden Schriftstellern gemeinsame demokratische wie die pessimistische Richtung mag den badischen Erzdemokraten zu dem schwäbischen Opferlamm nichtunteranenmäßiger, knechteliger — wie er's nannte — Gesinnung hingezogen haben; wie denn auch Hansjakob die Schweizer Demokratie in einem seiner schönsten Reise- werke verherrlicht: „Alpenrosen mit Dornen.“ Aus der reichen Bibliothek Hansjakob's erhielt ich nach dessen Tod 1916 Scherr's „Rechte Fahrten“ mit dem Namenszug des Besitzers in der Characterschrift des knorrigen Schwarzwälder Priesterschriftstellers von seiner Schwester Philippine als Andenken.

(Fortsetzung folgt)

ischen
Fris-
nicus
Gatte
hatte
auch
das
einer
inter-
herr's

nerk-
teller
einer
Mern
schen
iger,
denn
leise-
othek
mit
parz-
aken.
gt)

wird

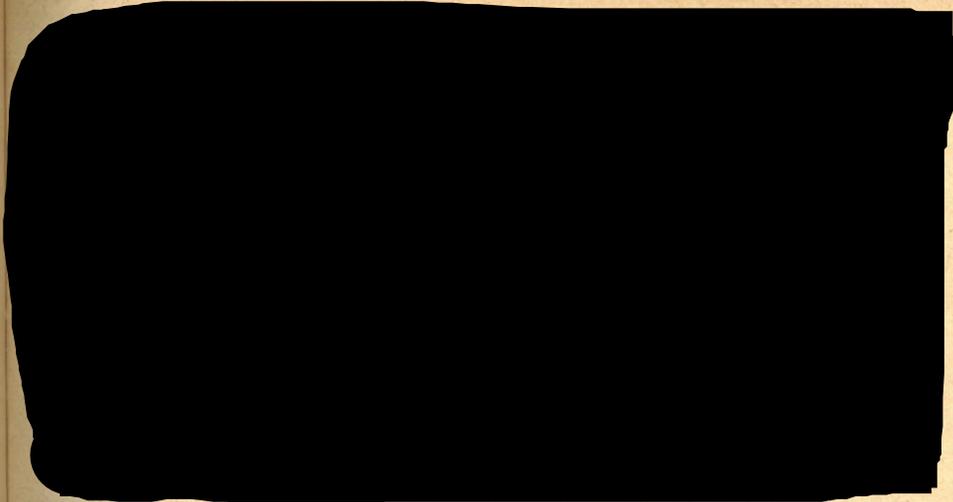
ihn.

das

stelle
f die
leder-

zung,
agen
zu-

itung



Aus Hans Scherrs Jugendleben und Jugendschriften

Von Prof. Dr. Anton R ä g e l e

(1. Fortsetzung)

Die Jahre kamen und gingen im Drang der Arbeiten des Doppelberufs; und es neigten sich auch zu Ende die Tage des Glanzes des neuen deutschen Kaiserreichs, an dessen Wiederaufrichtung der alte schwäbische Republikaner in der Schweiz sich begeistert, und mein Vater, der einzige noch Lebende von den 32 ausmarschierten Strahdorfer Veteranen, als „Jäger“ im fünften Ulmer Infanterieregiment 1870/71 bewaffneten Anteil genommen hatte, scherzhaft „Einjähriger“ anno 48, nicht Freiwilliger, genannt (1847 geboren!). Dieses auf den Schlachtfeldern Frankreichs geschaffene, mit „Blut und Eisen“ gekittete Reich sollte am Ende des schrecklichsten aller Weltkriege in der Novemberrevolution 1918 einer demokratischen Republik, nach Beseitigung der Gefahren einer kommunistisch-bolschewistischen Räteregierung, Platz machen. Die fast vergessenen Demokraten des sogenannten tollen Jahres 1848 kamen wieder zu Ehren angesichts der ganz anderen, niedrigeren Zwecke und Mittel der neuen Umsturz männer und auch der Notwendigkeit des Aufbaus einer zusammengebrochenen Staatsverfassung und des raschen Einlebens in die über Nacht beinahe aufgedrängten Volksfreiheiten. In jenen Tagen voll unklaren Schwärmens für Volksbildung und Volksaufklärung hielt der Verfasser, kurz vor Kriegsende in die Heimatoberamtsstadt versetzt, geringhörte Vorträge über die in ihren Hauptzielen der Einheit und Freiheit der unrigen so entgegengesetzte Volksbewegung von anno 48 im Reich, im „Ländle“ und in der engsten Heimat und besonders über ihren hervorragenden extremen Wortführer Hans Scherr nach alten und neuen, zum Teil völlig unbenützten Quellen. Aus der reichgefüllten, seitdem gemehrten Scherrmappe einige neue Beiträge für die große, längst geplante Scherrbiographie eines Schweizer

Forscher zu beizusteuern, war ein willkommener Ruf aus der Stätte des mehrmaligen Aufenthalts des politischen Flüchtlings Scherr (Winterthur), wie auch aus der schwäbischen Hauptstadt, wo der greise Neffe Scherrs als geistlicher Schriftsteller über die Grenzen der Heimat hinaus längst berühmt geworden, Material zu eigenen Jugenderinnerungen über das bedeutende Brüderpaar aus seiner Nechberger Verwandtschaft sammeln will.

II.

Wie in der Entwicklung des natürlichen Stromsystems der Oberlauf landschaftlich interessantere Bilder zu erzeugen pflegt, so ist häufig auch im Strom des Menschenlebens der Oberlauf spannender. Oft zieht das Werden des großen Mannes mehr an als das Gewordene; ist das Wachsen des Geistes und die Hindernisse seiner Entwicklung lehrreicher als die Vollendung. Auch in dem breiten, allzubreiten literarischen Strom von H. Scherrs Lebensarbeit scheinen mir Quellen und Bäche aus seiner ersten romantischen Frühproduktion bei aller Unreife psychologisch interessanter, vom Heimatfreund freilich milder beurteilt und genießbarer als viele Erzeugnisse seiner späteren literarischen und politischen Vielschreiberei aus der zweiten Winterthurer und der Stuttgarter Periode. Zudem sind diese ersten, meinem Großvater in die Feder diktierten Früchte der jüngsten Muse Scherrs fast ausnahmslos vergriffen und vergessen, selbst auf Bibliotheken nicht mehr vollzählig zu erhalten, die einen mit Recht, andere unverdient dem Schicksal der Vergessenheit anheimgefallen. Die politischen Schriften der Vierzigerjahre haben die poetischen der Dreißigerjahre in den Hintergrund gedrängt; doch da die Romantik der „mondbeglänzten Zaubernacht“ so wenig wie Gemälde eines Schwind, Richter, Spitzweg, Führich und andere dem deutschen oder überhaupt dem Menschenherzen je ganz abspenstig gemacht werden kann, so wird stets die Herrlichkeit der Berge und Burgen der Heimat, die Ritterromantik und der Räubersput fesseln, mit der Heimatliebe die ersten Flugversuche des Genius eines kleinen Nachfahren der großen schwäbischen Dichterschule, eines Epigonen Uhlands u. Eichendorffs verklären und deren Mängel milde bedecken. Naturgemäß werden solche Heimat Erzählungen, deren einige aus ihrem Dornröschenschlaf bald durch Neudrucke aufgeweckt werden sollen, für den Bewohner dieser Gegenden mehr Reiz haben, ebenso wie der Schweizer zweifellos mehr als der Württemberger an einer „Rose Zürich“ mit ihrer Verherrlichung der Berge und Täler seiner schönen Heimat Gefallen finden wird.

Ist auch beim Schreiber dieser Scherr-Erinnerungen die Jugendromantik längst vergangen, kehrt er doch gern in alten Tagen, wie einst ihr Verfasser, auf den Boden dieser Jugendschriften zurück, da sie für die Kenntnis der geistigen Entwicklung des vielseitigen, wandelbaren, reichbegabten Heimatgenossen fast die einzige Handhabe bieten. Beklagt ja der eigene Stiefsohn Scherrs, Otto Hagenmacher, in einem biographischen Abriß das fast unerklärliche Fehlen von Briefen trotz des ziemlich ausgedehnten Briefwechsels des Vaters, und ein andermal dessen lange mündliche und schriftliche Mitteilungen über persönliche Verhältnisse und Erinnerungen aus der Vergangenheit. Etwas von dem Glück, das den Schweizer Gelehrten und künftigen Biographen Scherrs durch Auffindung und Herausgabe der zwei wich-

Nr. 9

ätte des mehr-
nterthur), wie
errs als geist-
ingst berühmt
as bedeutende
ll.

Oberlauf Land-
uch im Strom
den des großen
eistes und die
endung. Auch
errs Lebens-
romantischen
vom Heimat-
eugnisse seiner
weiten Winter-
neinem Groß-
errs fast aus-
cht mehr voll-
Schicksal der
Vierzigerjahre
gedrängt; doch
wie Gemälde
utschen oder
rden kann, so
die Ritter-
ften Flugver-
schen Dichter-
veren Mängel
en einige aus
en sollen, für
er Schweizer
ch" mit ihrer
esfallen finden

die Jugend-
wie einst ihr
sie für die
n, reichbegab-
a der eigene
n Abriß des
hnten Brief-
nd schriftliche
aus der Ver-
en und fünf-
r zwei wich-

tigen Scherrbriefe vom Jahr 1844 begünstigte, war auch dem Schreiber dieser Zeilen in jenen oben schon berührten Nachkriegs- und Revolutionstagen hold und ließ mich bei einem Verwandten und Nachkommen der Scherrfamilie einen bedeutamen Brief des Landtagskandidaten Johannes Scherr aus dem Sturmjahr 1848 ausfindig machen. Dazu kommen vergilbte Reste von kurzlebigen Druckerzeugnissen, die in jenen erregten Monaten ebenso wie in der weniger glorreichen, selbsterlebten Revolution gleich Pilzen aus dem Boden schossen, gleich Eintagsfliegen die Luft durchschwirrten. Manch feuriges Wort, manche politische Rede des revolutionären Feuerkopfs und bisweilen argen Wirrkopfes, wäre, in die gewitterschwüle Luft hinausgestoßen, für immer verhallt, hätte sie nicht in den ganz seltenen Exemplaren des „Märzspiegels“ oder „Remstalboten“ Aufnahme gefunden. Nicht unerwünschte Aufschlüsse biographischer wie literarhistorischer Art konnte ich endlich aus sorgsam eingeholten und kritisch gesichteten mündlichen Ueberlieferungen ältester Heimatgenossen und Kenner oder Träger von Familientraditionen gewinnen, so über die viel widersprechenden Fluchtsagen, über manche in den Frühwerken spielende Persönlichkeiten — Erinnerungen, die ohne diese jahrzehntelange Sammlung und Aufzeichnung nur zu halb wie letzte Herbstblätter die Winde verwehten.

Wenn von den großen und größten Dichtern die Mahnung gilt, die Scherr einmal Byron gegenüber ausspricht, zum Verständnis des Schriftstellers sei die Kenntnis seines Landes notwendig, um wie viel mehr besteht diese Abhängigkeit dichterischen, künstlerischen, selbst wissenschaftlichen Schaffens bei Geistesgenossen zweiten und dritten Rangs! Das Heimweh nach einem der schönsten Flecken der schwäbischen Alb bricht im Schrifttum Hans Scherrs immer wieder durch. Die von einem goldenen Mutterherzen behüteten Kinderjahre am Fuß des Rechbergs und Hohenstaufen, die Schaupläze manchen Jugendglücks in den Heimatbüchern Rechberg und Straßdorf, dem Geburtsort und dem 12 Jahre nach der Geburt gewählten neuen Anstellungsort des Vaters (seit Ende 1829) konnte der wahrlich nicht gefühlseelige Gelehrte auch in alten Tagen nicht vergessen, trotz aller Entbehrungen und Verbitterungen durch innere religiöse Kämpfe und äußere soziale und später politische Enttäuschungen. Auf mehr als eine Stelle in heute wenig gelesenen Schriften Scherrs aus verschiedensten Lebensstationen darf ich wohl statt eigener Heimatschilderung hinweisen. In seinem letzten 1888 erschienenen Buch: „Saidkraut“ benützt er die Beschreibung des alten Gmünder Passionsspiels, dem Leser die Stätte seines Elternhauses, wo er 1817 das Licht der Welt erblickte, anschaulich zu machen: „Zwischen den Tälern, welche die Fils und die Rems in ihrem oberen Lauf durchfließen, liegt eine längliche, von Osten gen Westen streichende, südwärts und nordwärts ziemlich steil abfallende Hochebene. Aus dieser steigen, in unregelmäßigem Dreieck einander gegenübergestellt, drei Bergkuppen auf: der Hohenstaufen im Osten, der Hohenstaufen im Westen, der Hohenrechberg im Norden. Die Spitzen der beiden erstgenannten sind kahl. Wenigstens waren sie so, als ich sie vor 35 Jahren zuletzt gesehen. Die letzten spärlichen Mauerreste von der Burg auf dem Hohenstaufen, deren ich mich aus meinen Knabenjahren noch erinnere, seien jetzt, hör' ich, auch ver-

schwunden. Der Reehberg trägt auf seinem breiten Gipfel die Kirche, den Friedhof, den Pfarrhof und das Mesnerhaus der Gemeinde, welche aus den beiden östlich und südlich an seinem Fuß gelegenen Weilern gebildet wird. Wo der Berg nach Westen abfällt, erhebt sich, durch einen tiefen Einschnitt von ihm getrennt, ein umfangreicher Felskügel, auf welchem die Ruinen vom Stammschloß des alten und hochangesehenen Dynastengeschlechtes derer von Reehberg und Rothenlöwen ragen. Das war bis zum Jahr 1865 eine stattliche, eine pfalzartige Herrenburg. Da aber hat mitten im Winter an einem Januartag¹⁾ der Blitz in sie geschlagen, um nach wenigen Stunden nur noch Trümmer und Asche zurückzulassen. Am Fuß des Burghügels, ganz am westlichen Ende des Weilers, lag zwischen seinem Baumgarten und seinem Gemüsegärtlein mein elterlich Haus, worin ich am 3. Oktober im Teurungsjahr 1817 als das zehnte Kind des Schulmeisters geboren wurde. Aus den Fenstern unserer Wohnstube sahen wir auf den nahen Hohenstaufen und fern hinüber auf die vorspringenden Gipfel der „schwäbischen Alb“: Neuffen, Teck, Achalm. Vielleicht darf ich sagen, daß mir von der Weite dieses Ausblicks von jugend auf etwas in der Seele geblieben ist.“ Gerade 40 Jahre früher entquellen seiner heimwehkranken Feder ähnliche Worte zum Lobpreis einer der schönsten Gegenden Schwabens in dem 1843 noch in Winterthur geschriebenen Roman: „Ein Priester“, dessen Hauptschauplatz sein Heimatdorf Reehberg ist, dessen unwahre Tendenz hängt jedoch geschichtlich vollkommen in der Luft, ein Zeichen seines Geisteswandels, der zugleich einen jähen, scharfen Trennungstrieb zwischen ihm, der Heimat und dem Elternhaus bilden sollte. „Diese Geschichte hat zum Schauplatz meine schöne Heimat, von der zu sprechen mir eine Freude gewährt, die freilich nur der fühlen kann, der wie ich „die harten Treppen der Fremde“ auf und absteigen muß . . . da war mir, als wehten mich heimatlische Rüste an, wie seit langer Zeit nicht mehr ersaßte mich das Heimweh mit einer Gewalt, wie sie nur den alten Hellenen und den Schweizern bekannt war und ist.“ Von diesen Worten des das Winterthurer Selbsterlebnis verhüllenden, auf einen Theologenfreund übertragenden Prologs beginnt Scherr seine abenteuerliche, vielräsonnierende Erzählung mit einer Heimatschilderung: „Wenn der Reisende von Stuttgart her das Fils- oder Remstal heraufkommt, so wird er auf verschiedenen Punkten seiner Straße drei mächtige Berggipfel in die Luft ragen sehen: den Hohenstaufen, den Hohenreehberg und den Stuißen. Diese gänzlich isoliert dastehenden Berge bilden den Mittelpunkt und Hauptschmuck eines kleinen Bergländchens, welches als ein Ausläufer der schwäbischen Alb zwischen Fils und Rems gelagert ist und gegen die vier Weltgegenden hin von den vier Städten, Göppingen, Geislingen, Alen und Schwäbisch Gmünd begrenzt wird. Es ist weitaus der schönste Landstrich Schwabens und zugleich sein klassischer Boden, denn die Hohenstaufen wuchsen aus ihm hervor und mehrere derselben haben in ihm ihre letzte Ruhestätte gefunden. Von vielen Felshöhen herab trohen dir noch heute, bald mehr, bald minder gut erhalten, die mittelalterlichen Burgen entgegen und in ihren Trümmern magst du jenes blut- und tränenreiche Zeitalter an deinem Geist vorübergehen lassen,

¹⁾ Es war hl. Dreikönigstag 6. Jan. 1865

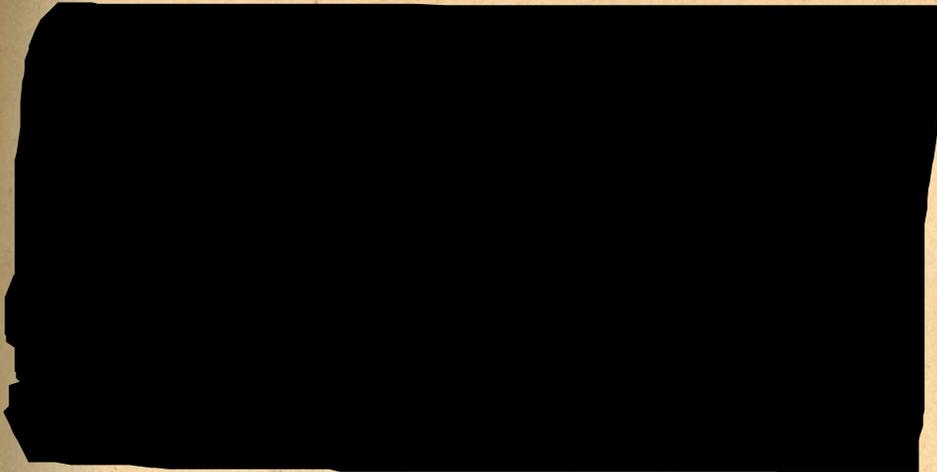
welches die Reaktionäre uns so gerne niederbrächten. Stehst du auf dem Hohenstaufen, so schlägt dir das Gedächtnis an die große Vergangenheit des deutschen Volkes in begeisternden Bogen an das Herz und du summt ein Lied von Barbarossa und dem Kyffhäuser, aber ich bitte dich, nur keine jener erbärmlichen Pietisteleien, womit ein gewisser schwäbischer Poet, den Gott schon hienieden seine Frömmerei durch Versemachen hüben läßt, den gewaltigen Stoff so unbarmherzig verhunzt hat¹⁾. Vom Hohenstaufen aus wandelst du hinüber auf den Hohenrechberg, während dein Blick rechts und links in die Täler der Ills und Rems hinabfällt und dir immer eine liebliche Partie nach der andern sich aufthut. Vom Gipfel des Hohenrechbergs aus entrollt sich dir, über die Zinnen der gewaltigen Grafenburg hinweg, ein grandioses Panorama, dessen Centrum gegen Südwest der Hohenstaufen, dessen Abgrenzung gegen Südost die Borarlberger und Appenzeller Alpen, gegen Westen die Vogesen bilden. Nur gegen Nordost ist die prachtvolle Fernsicht durch die Bergwände des Altbuchs beschränkt. Nirgends bietet dir Schwaben einen so reichen und zugleich lachenden Anblick und du wirst unwillkürlich zu dir selber sagen: das ist ein prächtiges Land. Nun senke dein Auge und es wird auf ein romantisch am Fuß des Burghügels²⁾ hingelagertes Dörfchen treffen, von dessen in Bäumen versteckten Häusergruppen sonnige Wiesen in schroffem Abhang in ein anmutiges Tal sich hinabziehen, dessen entgegengesetzte Wand von einem dichten Tannenwald beschattet wird, aus dessen dunklem Grün die hellgrünen Wipfel der Eichen und Buchen lustig hervorspringen.“

Diese Schilderung der schwäbischen Heimat ist gemeint, auf die er seine mütterliche Freundin in Winterthur, Frau Rieter-Schellenberg, im Brief vom 9. Mai 1844 hinweist. Die schon im Anfang Januar 1836 abgeschlossene, 1838 gedruckte, vielleicht allererste Prosaerzählung Scherr's „Der Wildschütz“ und ebenso „Der Frühling eines Frühverwelkten“ bieten ansprechende Bilder vom Hauptschauplatz Straßdorf und von der Burg Rechberg, die ich hier übergehen muß.

(Fortsetzung folgt)

1) Gemeint ist wohl der besonders durch seine Kirchenlieder bekannte Dichter A. Knapp.

2) Wohl einer der vielen im Winterthurer und Stuttgarter Brief 1844 gerügten „verhunzenden“ Druckfehler statt Burghügel!



Nr. 10/11 Gmünd, Oktober/November 1929 2. Jahrgang

Aus Hans Scherrs Jugendleben und Jugendschriften

Von Prof. Dr. Anton Rägele

(2. Fortsetzung)

IV.

Das ist also nach des Autors eigenen Worten der Boden, auf dem aus einem alten Lehrrergeschlecht zwei Brüder heranwuchsen, die den Namen Scherr in die weite Welt trugen. Die Mitteilung des ganzen erreichbaren Stammbaums der Vorfahren und Nachkommen Hans Scherrs verdanken wir dem greisen Herrn Prälaten Konrad Kimmel in Stuttgart, der, mütterlicherseits ein Verwandter, Sohn eines Geschwisterkinds von Thomas und Hans Scherr, durch Pfarrer Böser in Rechberg († 1924) den Stammbaum anlegen ließ. Der Großvater Valentin Scherr, dessen Geburts- und Todesjahr nicht ausfindig zu machen waren, bekleidete die Stelle eines Lehrers, Organisten und Kirchenpflegers an der Pfarr- und Wallfahrtskirche auf Hohenrechberg. Laut Taufregister verheiratete er sich 1778 mit Katharina Baumhauer von Waldstetten. Von schulgeschichtlichem Interesse ist das im Gräflich Rechbergischen Archiv in Donzdorf erhaltene Schulprüfungszeugnis, das der Schuldirektor Pfarrer J. A. Rink von Weissenstein im Jahr 1782 ausstellte. Der älteste in Rechberg nachweisbare Scherr, „Organoeda, Ludimagister et administrator sumptuum Ecclesiae nostrae“ nach dem Kirchenbucheintrag, muß vor 1820 gestorben sein, in welchem Jahr seine hinterlassene Witwe verschied, im Totenregister als vere vidua iuxta S. Pauli verba ad Timotheum gerühmt. Vermutlich stammen seine Vorfahren vom nahen Dorf Waldstetten, das Mutterkirche von Rechberg bis 1767 war und wo heute noch ein angesehenes Bauerngeschlecht der Scherr fortlebt; von dort aus können sich Zweige nach Rechberg und Gmünd verpflanzt haben. Die nach den Akten 1614 in der Oberamtsstadt verbrannte Heze, genannt die alte

Scherrin, will Hans Scherr selbst in seinen Gmünder Passionspielereinerungen als eine seiner „Ahnen“ in Anspruch nehmen. Indes ist weder in Gmünd noch Waldbstetten noch in Sträßdorf ein Vorfahre Valentins nachzuweisen und so bleibt die Wiege des Rechberger Geschlechts bis heute unbekannt.

Von Valentin Scherrs zwei überlebenden Söhnen war der jüngere, Johann Leonhard (1782/1868), Pfeifenmacher und langjähriger Schultheiß von Rechberg (1817/1856), bis zur Unterstellung der finanziell stets schwachen Gemeinde unter Staatsaufsicht (1856/1872). Von seinen 17 Kindern erreichten nur fünf ein höheres Alter, darunter Franz Hieronymus (1806—94), Schultheiß in Donzdorf, dessen Sohn Franz Scherr, geb. 1850, Amtsnachfolger seines Vaters, hochbetagt dieses Jahr unvermählt starb. Eine Tochter Maria Katharina (1822/61), heiratete den Gipsler Bernhard Kummel von Schnittlingen, deren Sohn Konrad, geb. 22. April 1848, Priester, Redakteur in Stuttgart und ein angesehenener Volkschriftsteller, als Tübinger Student bei den reformierten Schweizer Verwandten Ferienwochen zubrachte; damals war Musiklehrer Fischer in Rüßnacht, ein Schwager Scherrs.

Der zweite Sohn Valentins, Franz Hieronymus, geb. 1780, wurde Nachfolger des Vaters als Lehrer und Organist an der Wallfahrtskirche in Rechberg, heiratete 1799 Cäcilia Ruding von Rechberg (geb. 1788, gest. 1848 in Sträßdorf), eine treffliche, fromme Frau und Mutter, deren Einfluß auf das leichtbewegliche Gemüt des Jüngsten größer gewesen sein muß als der des selten erwähnten Vaters. Die einfache Bauerntochter wußte nicht nur die Sagen der Heimat treuherzig zu erzählen; die mit zehn zum Teil kranken Kindern vielgeplagte Mutter las in den wenigen Feierstunden aus Schillers Gedichten dem wißbegierigen, poetisch veranlagten Hänschen vor. Darum hat auch der großgewordene, ganz andere Wege gehende Sohn „der frommen Mutter, fromm nicht allein in kirchlichem, sondern auch im besten und schönsten Sinn, welcher dem Wort innewohnen kann“, im Vorwort zu seinem besten Werk: „Schiller und seine Zeit“ ein pietätvolles Denkmal gesetzt: „In meinem väterlichen Haus gab es ein hochgeschätztes, braungebundenes Buch, eine der ersten Auflagen von Schillers Gedichtsammlung, und oft sah ich dasselbe zur Feierabendzeit in den Händen meiner teuren Mutter, in Händen, welche tagsüber unermüdet mit der Sichel, dem Nähzeug oder Spinnrad sich abgemüht hatten. Noch steht mir die Stunde frisch im Gedächtnis, wo ich am Abend eines Sommersonntags mit der Unvergeßlichen unter dem Apfelbaum vor dem Haus saß, während die Sonne rotglühend hinter den Scheitel des Hohenstaufen hinabsank. Da las sie dem von schwerer Krankheit genesenden Knaben die schöne, ihren frommen Sinn besonders anmutende Romanze vom Grafen von Habsburg vor und erklärte mir das Gedicht, so gut sie, die einfache Dörflerin, es vermochte. Das war meine erste Bekanntschaft mit dem großen Dichter, und der damals empfangene Eindruck ist geblieben. Die dunkle Ahnung des Knaben von Schillers Größe wurde in dem Jüngling zu begeisteter Vorliebe.“ Bei dem großen Einkommen und der zahlreichen, vielkränkenden Kinderschar von zehn Köpfen war die Sorge ums tägliche Brot immer Gast im Lehrerhause, das nicht der heutige

zwischen den beiden Weilern stehende stattliche Neubau, sondern das kleine letzte Haus am Weg nach Hohenstaufen ist. Der ehemalige nächste Nachbar H. Joh. Schuler, später Gipsermeister und Stadtrat in Gmünd, hat 1927 eine Gedenktafel am ehemaligen armseligen Häuschen anbringen lassen, aus dem zwei Söhne in die weite Welt zogen, um ihr Glück in der Fremde zu machen, ohne doch das innere Glück und Gleichgewicht je ganz zu finden. Dort wurden Franz und Cäcilia Scherr zehn Kinder geboren, das jüngste im Leinwandjahr 1817, unser Johannes. Von den 6 Töchtern heiratete die älteste, Maria Johanna, geb. 1800, im Jahr 1820 den Lehrer Blasia in Wischgoldingen; Maria Antonie, geb. 1803, den Florian Schabel 1826, denen in Sträßdorf 1830 eine Tochter Maria Anna geboren wurde; diese nach dem frühen Tod des Vaters beim Großvater im Schulhaus zu Sträßdorf aufgezogen, wurde die einzige Trägerin der Scherr'schen Familientradition in der Heimat, im Volksmund genannt „Schulnanne“, d. h. Strick- oder Industrielehrerin, diente vier Generationen der Familie Raschold-Hudelmaier in Gmünd bis ins hohe Alter, ward mit dem „Gnadenbrot“ pietätvoll von der Dienstherrschaft ausgestattet, auch von den Onkeln in der Schweiz unterstützt. Rannette hinterließ Porträts von den drei Onkeln, die aber spurlos verschwunden sind. Maria Josepha, geb. 1808, vermählte sich 1829 mit Lehrer Schneider in Dellmensingen, der dann in Reehberg Nachfolger des Schwiegervaters wurde; nach dessen Tod 1835 noch im selben Jahr mit Jakob Fischer, Lehrer in Michelau und Reehberg, dann Musiklehrer am Seminar in Küknacht seit 1838. Friederike Cäcilie (geb. 1809) heiratete Franz Josef Stütz, Pfeifenmacher in Reehberg 1834 und ist später mit ihm nach Gmünd verzogen. Marianne, geb. 1811, verheiratete sich 1837 nach Sträßdorf. Karoline, geb. 1812, folgte dem Buchhalter Claus in die Schweiz als Ehefrau, starb aber früh, wie ein Originalbrief von Thomas Scherr an einen Gmünder Gönner, den Vater von H. Bankier Constantin Doehler, vom Jahr 1837 beklagt, und hinterließ dem 1857 in Zürich gestorbenen Gatten zwei (?) Kinder.

Von den 4 Söhnen des „Schulmeisters“ in Reehberg starb der zweitälteste, Albert Valentin, geb. 1805, zwei Jahre nach der Geburt. Das vierte Kind, August, geb. 1806, ein hoffnungsvoller Student in Ellwangen, starb wenige Jahre vor dem Ziel der Priesterweihe im Jahr 1826 an der Lungenwindpocken, beraubte mit seinem frühen Tod nicht nur die fromme Mutter ihrer Lieblingshoffnung, einen Sohn am Altar zu sehen, sondern auch den jüngsten immer kränklichen Hans seines brüderlichen Lehrers. Bis vor wenigen Jahrzehnten zierte das Grab dieses idealen Jünglings im einzigartigen Bergfriedhof, von dem auch Uhlands Vers galt: „Droben trägt man sie zu Grabe, die sich freuten in dem Tal!“, neben der Wallfahrtskirche eine Pyramide mit einem gefühlvollen Trostspruch. An dem auf Holz gemalten Porträt des Frühvollendeten, das aus dem Nachlaß der Schulnanne in den Besitz von Hrn. Schuler in Gmünd kam, scheint nur ein Teil der Grabinschrift auf die Rückseite geschrieben zu sein. In dem neuveröffentlichten Brief Hans Scherr's an Frau Rieter-Schellenberg vom Jahr 1844 ist des trefflichen zu früh Geschiedenen ehrenvoll seitens des Bruders gedacht.

Der älteste Sohn, das zweitälteste Kind des Reehberger Volksschullehrers

zers, war Thomas Ignaz, geb. 15. Dezember 1801. Er ist in der Schweiz besser bekannt als in seiner Geburtsheimat, die er nach wenigen Dienstjahren als Taubstummenlehrer in Gmünd 1825 verließ. Er bekleidete eine ehrenvolle Aufsichtsstellung im Schulwesen des Kantons Zürich bis zum September 1839. Der mit der Antiskraubbewegung zusammenhängende Feldzug gegen den Liberalen, noch ganz rationalistisch denkenden Schulmann warf seine Wellen bis an den Redarstrand und spaltete in der Frage der gleichzeitig mit Hans Scherrs Dissertation eingereichten Bewerbung um den philosophischen Doktor die Tübinger philosophische Fakultät, nach den Tübinger Universitätsakten ein nicht uninteressanter und akademischer Casus aus vormärzlichen Tagen. Erwähnt sei hier als Zeugnis des edlen sozialen Geistes die Stiftung von 400 fr. für die Armen Rechbergs durch Thomas Scherr. An die jüngere der beiden Töchter (nach Elise verm. Frühe, in Gmünd 1840) Mina Frühe, Tochter des † Prof. Frühe, Karlsruhe, lebt in Baden-Baden) Cäcilie verm. Römer, ist ein interessanter Brief des Onkels Johannes Scherr aus dem Jahr 1872 gerichtet, der im Gmünder Museum erhalten ist; die Adressatin Cäcilie kann nämlich meines Erachtens nicht die andere Nichte des Züricher Professors sein, die ebenfalls nach der teuren Großmutter genannte Cäcilie Stülz, die sog. „Schulgenzill“, Tochter seiner älteren Schwester Friederike Cäcilie (geb. in Gmünd 1840). Was Thomas seinem jüngsten Bruder Johannes gewesen, ist auf mehr als einer Seite des großen Schrifttums des größeren Schriftstellers zu lesen. Kaum ein Lebensabschnitt, in dem er nicht helfend wie ein Vater eingriff bis zum letzten Aufstieg zur akademischen Würde. Den in Tägerwilen (Thurgau) im Alter von 69 Jahren 1870 verstorbenen Bruder nennt Johannes einmal den großmütigen Beschützer seiner Jugend. Von ernstem Bemühen längerer Dauer zwischen beiden Brüdern weiß ein Brief von Thomas in Verwandtenbesitz zu melden.

So konnte der Vater Franz Hieronymus Scherr an seinem Lebensabend die meisten Kinder versorgt wissen. Er vertauschte 1829 die hochgelegene beschwerliche Berggemeinde mit dem am Fuß des Rechbergs in der Hochebene gelegenen Straßdorf. Nach der Schilderung der ältesten Einwohner, die ich einst befragte (Reismüller und Klobbücher, „Oberdavid“, geb. 1833 und 1840), die noch beim alten Scherr in die Schule gegangen waren, war es ein kleiner, wohlbeleibter Herr, der unter der Religionsstunde des Pfarrers regelmäßig ins Wirtshaus zum Vamm zu gehen pflegte. Täglich seien Frau und Tochter mit dem Uebennamen „s Baurle“ ins Schulzimmer gekommen, um Geld zu holen, worauf es immer zum Schimpfen gekommen sei. Viel Schabernack hätten die Kinder mit dem alten Lehrer getrieben, bis er sich kurz vor seinem Tod pensionieren ließ und nach dem nahen Gmünd zog, wo er am 12. Februar 1851 starb. Sein Bild hing lange in der Wirtschaft zur Krone in Straßdorf.

Als jüngster Sohn und letztes, zehntes Kind wurde dem Schulmeister Franz Hieronymus Scherr in Rechberg-Hinterweiler Johannes Hieronymus geboren am 30. Oktober 1817. Rot herrschte nicht nur in diesem Jahr der ganz Deutschland heimsuchenden Teurung. Der Ältere in Ellwangen studierende Thomas mußte nebenher durch Schulunterricht und andere Arbeiten verdienen helfen;

der jüngere Bruder August, der später dort ebenfalls studierte und sich auf den theologischen Beruf vorbereiten wollte, mußte dem stets kränkenden Benjamin den Hauslehrer ersetzen, da Johannes bei seiner körperlichen Schwäche oft Monate lang die Dorfschule nicht besuchen konnte. Durch den Vater und den Bruder war er endlich im Herbst 1826 soweit vorbereitet, daß der Rechberger Bub die Lateinschule in der tief unten im Remstal gelegenen Oberamtsstadt Gmünd besuchen konnte. Diese war fast 100 Jahre lang in dem aufgehobenen Franziskanerinnenkloster St. Ludwig, daher „Absterle“ genannt, untergebracht; sie hatte drei Klassen mit je zwei Abteilungen, bis sie 1876 zum Realgymnasium mit Einjährigenerberechtigung und 1904 zum Realgymnasium ausgebaut wurde, hauptsächlich durch das verdienstvolle langjährige Wirken des mit allen Entwicklungsstadien der Schule verwachsenen Direktors Dr. Bruno Klaus (1848—1916), des Sohnes einer ähnlich tüchtigen Straßdorfer Lehrerfamilie — er war der zweitälteste Sohn des Nachfolgers von Franz Scherr als Lehrer in Straßdorf, Anton Klaus, vorher in Ottenbach.

Nach Ausweis der leider nicht mehr vollständig erhaltenen Zeugnislisten der Gmünder Lateinschule — die Sammlung und Erhaltung der überlieferten ältesten Fragmente ist das Verdienst des Rektoratsassistenten Hrn. Prof. Gauger — war Johannes Scherr seit Oktober 1826 Schüler der beiden Abteilungen von Klasse 1. Den angefangenen geordneten Lehrgang an der Gmünder Lateinschule unterbrach ein einjähriger Aufenthalt in der Schweiz, wohl nach Absolvierung der zweiten Abteilung 1828. Damit begründet ein Eintrag in der neuen Liste die Aufnahme Scherrs in Klasse 2 erste Abteilung im Herbst 1829. Inzwischen war nämlich ein weiteres, vielleicht das wichtigste Hemmnis des geordneten Studiengangs unseres Rechberger Lateinschülers beseitigt worden: der schrecklich weite und beschwerliche Schulweg nach Gmünd, den in meiner Jugend kein Rechberger und nur ein einziger Straßdorfer — der Schreiber dieser Zeilen — zur höheren Schule Gmünds machte, wurde vorteilhaft abgekürzt durch die Verlegung des Vaters Scherr nach Straßdorf an die dortige Volksschule und so war täglich nur noch ein Bergstieg, und zwar der kleinere, statt bisher zwei auf „Schusters Rappen“ zurückzulegen. „Johannes Scherr von Straßdorf“ heißt es in der Tabelle 1829/30 — mehrmals sogar mit fälschlichen Geburtsdaten: geboren in Straßdorf, und zwar ebenso unrichtig einmal: am 8. Oktober 1817. Unter den drei Schülern der ersten Abteilung von Klasse 2 erlangte der etwas ältere Mitschüler jetzt den ersten Platz mit den Benotungen: Gaben „gut“, Fleiß: „groß“, Kenntnisse: „gut“, Sitten: „sehr gut“. Eine vierwöchentliche Krankheit ist einmal angemerkt. Neben Georg Knoll von Gmünd war Scherrs Mitschüler der Straßdorfer Wirtssohn Franz Mühleisen, der später als junger Priester nach Amerika auswanderte und die Fühlung mit Heimat und Familie völlig verlor. Den ersten Platz behauptete Johannes Scherr auch in der zweiten Abteilung des nächsten Schuljahrs 1830/31 unter vier Schülern. Die Hauptnoten sind in der ersten Stufe „sehr gut“. In der zweiten Abteilung der dritten Klasse — die dazwischen liegende Schuljahrstabelle 1831/32 scheint wieder verloren — rückte im Winterhalbjahr 1832/33 Scherrs Heimatgenosse Mühleisen auf den ersten Platz, er selbst auf den zweiten. Die allgemeinen Zeugnisnoten lauteten nach der oben angege-

benen Reihenfolge: Gaben (später Talent), Fleiß, Kenntnisse (Fortschritt), Sitten: sehr gut, groß, gut bis rechtgut, gut. Dann folgen die Einzelzeugnisse in den Fächern: Latein, Griechisch — u. was uns heute besonders auffällt für eine dritte Klasse schon als Pflichtfach — Hebräisch, Französisch, Deutsch, Geographie, Zeichnen, Singen, wo die Noten zwischen 1 und 3 schwanken. (Singen und Klavierspiel bezeugt der Cantor Vetter, Musiklehrer, als gut). Den Schulbesuch unterbrach auch jetzt wieder mehrfache, selbst dreiwöchentliche Abwesenheit wegen Krankheit. Lehrer unseres Scherr waren zuletzt Oberpräzeptoratsverweser Schneider, vorher Oberpräzeptor Weiß, kath. Geistliche, und Präzeptoratsverweser Blumenstetter. Von Mitschülern an anderen Abteilungen meldet die Liste: Josef Nägele, Sohn des Chirurgen in Weikenstein, geboren 1817; Albert Nägele, Sohn des Rechtskonsulent in Gmünd (der zwölfte und letzte in Klasse 1, kein Verwandter der Straßdorfer Familie!), Hermann, dessen Bruder; Georg Mühlisen, Sohn des Stadtschultheißen in Gmünd; Verhard Köhler, geboren 1814, ein Bauernsohn aus Bargaun. Dieser ist es offenbar, dem später der einstige Studienfreund Hans Scherr eine seiner ersten Erzählungen „Des Vaters Fluch“ (1837), laut Dedikationswortlaut, „dem freundlichen Genossen seiner Jugendjahre, dem bewährten Freund seines reiferen Alters B. A.“ als Zeichen seiner unwandelbaren Liebe widmete.

Sein Bargauner Landsmann und Gmünder Mitschüler studierte gleichzeitig mit Scherr in Tübingen Theologie, 1835—1839; im Jahr 1840 zum Priester geweiht, wurde B. Köhler 1842—1844 Repetent am Wilhelmsstift, ein Beweis seiner höheren geistigen Befähigung, trat dann nach 16jährigem pfarramtlichem Dienst in Seibranz im Jahr 1863 in den strengsten Orden der kathol. Kirche, zu den Trappisten, ein, wo er wohl auch für seinen ganz andere Wege wandelnden Freund beten und büßen konnte und wollte.

Sei es wegen neuer Erkrankung, wie sie noch oft den Studiengang Johannes Scherrs hemmen sollte, sei es wegen der hohen Kosten, die der Besuch eines damals in Gmünd auf noch recht lange Zeit fehlenden Obergymnasiums dem karg bezoldeten, kinderreichen Vater verursacht haben würde, wurde Johannes Scherr nach halbjährigem Besuch der dritten Gmünder Lateinklasse wieder nach der Schweiz geschickt, am Ende des Wintersemesters Frühjahr 1833. Jedenfalls war dieser Ausweg durch die neue Hilfeleistung des älteren Bruders Thomas veranlaßt. Dank dem Einfluß des Seminardirektors und Erziehungsrats im Kanton Zürich wurde der jüngere Bruder in das Gymnasium in Zürich aufgenommen, nicht ohne die Schwierigkeiten solcher Uebersiedlung an fremde Schulen mit ganz anderen Lehrplänen und Anforderungen zu verkosten, wie die von Dr. Loß eingesehenen Züricher Akten bezeugen.

Wohl auf diesen zweiten Schulaufenthalt in der Hauptstadt der Ostschweiz bezieht sich die von Mähly berichtete spätere Aeußerung gegenüber einem Freund, dem Johannes Scherr in wehmütiger Jugenderinnerung auf einem Spaziergang das Fenster eines Dachstübchens zeigte: „Sieh, ich hatte es in meiner Jugend nicht zu gut, da droben mußte ich oft hungernd und frierend, ohne Gesellschaft und Freunde lange Winternächte durchstudieren.“ Trotz des fürsorglichen Eingreifens des älteren Bruders Thomas war also der junge

Johannes streng gehalten und nicht „auf Rosen gebettet“. Immerhin wurde er soweit auf der Züricher höheren Schule gefördert, daß er im Herbst des nächsten Jahres das einst wie heute noch gefürchtete sogen. „Landexamen“ in Stuttgart bestand, zur Aufnahme in eines der beiden staatlich-kirchlichen Konvikte, die für eine Auslese künftiger kathol. Theologen bestimmt, für die Dauer der vier obersten Klassen des Gymnasiums (7—10) freien Unterricht und freie Kost und Wohnung gewährten. Damit erhielt Scherr die unentgeltliche Aufnahme in das Konvikt in Ehingen a. D. Es war mehr die finanzielle Notlage des Vaters, dessen spärlicher Gehalt ein auswärtiges Studium eines dritten Sohnes nicht bestreiten zu können glaubte, und dann der Lieblingswunsch der frommen Mutter, einen geistlichen Sohn zu bekommen, der ihn zu diesem Schritt bestimmt hatte, nachdem der hoffnungsvolle ältere August nahe dem Ziel durch allzufrühen Tod, wie schon mancher junge Rechberger Student (so wieder im Sommer 1829 ein Rottweiler Konviktor), der älteste Bruder Thomas durch Umsattelung zum Lehrerberuf, diese mütterliche Sehnsucht zu nichte gemacht hatte. Vor und nach diesem Lehrersohn von Rechberg-Strasdorf mag es mehr als einen nicht dazu berufenen Landexamenskandidaten, nach dem Ausweis der Chroniken dieser alten württembergischen Versorgungsanstalten, in den Vorhof der Theologie innerhalb ehemaliger Klostermauern von Rottweil und Ehingen geführt haben.

Der Austritt des völlig ins rationalistische Fahrwasser geratenen Thomas Scherr aus der angestammten Mutterkirche zum zwinglianischen, reformierten Bekenntnis, Umgang und Lektüre werden auch bei Johannes Scherr den schon auf einer Umänderung der Mutter anvertrauten Glaubenszweifelnde neue Nahrung gegeben haben. Aus der Freiheit der größten Stadt der freien Schweiz in die Fesseln pedantischer Zucht im Konvikt und im Gymnasium der schwäbischen kleinen Donaustadt, dazu geheime, verbotene Beschäftigung mit Kants und Fichtes kritischer Philosophie, mit Voltaires und Rousseaus Freigeisterei und glaubensfeindlichen Schriften und Byrons Dichtungen weckten in dem jungen Stürmer u. Dränger „ein unbändiges Freiheitsgefühl, das er nur der Mutter zulieb eine Zeit lang noch bändigte, das aber den Haß gegen den . . . Aufseher nur vergrößerte. . . „Ich war zum Geistlichen bereits verloren“, so bekennt Hans Scherr offen in dem überaus lehrreichen Brief an Frau Riether-Schellenberg vom Jahr 1844.

Zwei Jahre hielt er es in der von ihm dort „Klosterschule“ genannten Anstalt aus; das Ehinger Konvikt war allerdings an dem aufgehobenen, ehemaligen Lyceum der Zwiefalter Benediktiner in der Nähe des staatlichen Gymnasiums untergebracht, das die Zöglinge besuchten. Nachdem Scherr wieder einmal von schwerer Krankheit ohne rechte Pflege durch meist rohe häusliche Hausdiener (die sogen. „Besten“, von der Aussprache des französischen *best* durch einen ganz ungebildeten Diener, bis heute noch übliche Amtsbezeichnung!) genesen war, erklärte er seinen Austritt dem ihm wohlwollenden Rektor, der seine Gründe billigte und ihn mit Ehren entließ. Der im Schweizer „Beichtbrief“ pietätvoll angeführte geistliche Rektor wird kein anderer gewesen sein, als der aus Solzhäusern-Schöchingen stammende, auch in Gmünd

als Präzeptoratskaplan zuvor tätige Gymnasialprofessor, dann Rektor Dr. Josef Lipp, der spätere Bischof von Rottenburg.

Wie ein aus dem Käfig entfloherer Vogel jubilierte er nach seinem Briefbekenntnis mit den Lerchen an jenem Frühlingstag, an dem er unerwartet nach Hause kam, es war um Ostern 1837. Die Mutter habe ihm kein hartes Wort gesagt u. lieber auf ihren Lieblingswunsch verzichtet, als länger einen verabscheuungswürdigen Zwang auszuüben. Die Eltern im Straßdorfer Schulhaus mußten sich auch später noch an eine fast unerhört häufige Unregelmäßigkeit im Studiengang ihres jüngsten Sohnes gewöhnen. Von dem dreijährigen Gymnasialkurs in Ehingen hat Johannes Scherr nicht viel mehr als die Hälfte an Ort und Stelle absolviert. Wegen eines Fuß- und Augenleidens verließ er Schule und Konvikt im Frühjahr 1835 und blieb zu Hause bis zum Beginn des Sommersemesters 1836, wie aus den Ehinger Gymnasiumstabellen nach gefl. Mitteilung des Hrn. Oberstudiendirektors Dr. Krieg (von Welter D. Gmünd) hervorgeht. Dann studierte er wieder das letzte Sommerhalbjahr 1837 im Elternhaus nach seinem Austritt aus Konvikt (und Gymnasium) und bereitete sich daselbst auf die Maturitätsprüfung vor, die er im Herbst in Stuttgart nach Empfehlung des Gmünder Oberamts mit Genehmigung des Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens bestand mit sehr wechselndem Ergebnis in den einzelnen Fächern, wie aus den Ministerialakten hervorgeht.

Die halb freiwillige, halb unfreiwillige Muße des ersten und zweiten Ehinger Urlaubs verwendete der vielbelesene, formgewandte Straßdorfer Student, ein zum Dichter geborener, träumerisch-phantastisch veranlagter Jüngling, zu erstmaliger Beschäftigung mit den Musen, wohl nicht ohne dabei die pflichtmäßigen Schulfächer zu vernachlässigen. Schon in der ersten Pause des Ehinger Schulbetriebs 1835 gab Johannes Scherr eine Sammlung eigener Gedichte heraus, betitelt „Poetische Versuche“, „gedruckt bei Gebrüder Rauch in Gmünd, zu haben bei dem Verfasser.“ Da dieses Erstlingswerk Scherrs, von dessen Exemplaren eines, wie oben erzählt, vom Dichter selbst meinem Großvater, Kaspar Nägele in Straßdorf gewidmet und auf den Enkel vererbt ward, „äußerst selten“ ist und sogar von bestunterrichteten Biographen, wie Mähly (Scherrs bester Züricher Freund, Professor und Universitätsprofessor), und Haggenmacher (sein Stiefsohn, Gymnasialprofessor in Zürich) nicht genannt wird und deshalb nicht bekannt scheint, so seien die poetischen Versuche des achtzehnjährigen Ehinger Gymnasialisten und Konviktores kurz hier gewürdigt. Mit dem Uhländischen Vers als Motto auf dem Titelblatt des 108 Seiten in Duodezformat (12^o) zählenden Büchleins führt sich Scherr als schwäbischer Sänger von weniger stolzem Namen ein:

„Nicht an wenig stolze Namen
ist die Liederkunst gebannt,
ausgestreuet ist ihr Same,
über alles deutsche Land.“

Rektor Dr.

Seinen als erste, doch nicht als einzige Leser gedachten „Lieben“ eignet er sichüchtern sein Lied zu:

„Noch fehlt der Fittich, mich zum Licht zu schwingen,
 noch hat der heilige Morgen nicht getaget . . .
 doch was die jugendliche Brust empfunden
 Das hab ich Euch in einen Kranz gewunden.“

(Fortsetzung folgt)

einem Brief-
 wartet nach
 tes Wort ge-
 n verabscheu-
 r Schulhaus
 gelmäßigkeit
 dreijährigen
 hr als die
 lugenleidens
 use bis zum
 tumstabellen
 (von Wei-
 te Sommer-
 und Gymna-
 c, die er im
 it Genehmi-
 d mit sehr
 isterialakten

nd zweiten
 Straßdorfer
 veranlagter
 nicht ohne
 n der ersten
 Sammlung
 et Gebrüder
 estlingswerk
 ichter selbst
 f den Enkel
 en Biogra-
 universitäts-
 in Zürich)
 e poetischen
 n kurz hier
 esblatt des
 Scherr als

Aus Hans Scherrs Jugendleben und Jugendschriften

Von Prof. Dr. Anton R ä g e l e

(3. Fortsetzung)

Fern der Menschen Treiben, einsam und schüchtern nur wagt der junge Dichter zu singen. Fast fürchtet er, „zu stören heiligen Festgejang, zu erblinden im Glanz der Strahlenkrone der vielen vaterländischen Sängers“ („Mein Gesang“). Ernste Lebensauffassung spricht aus dem Gedicht: „An meinem 17. Geburtstag“, mit dem „die fröhliche Knabenzeit, der sorglose Kindermut dahin und ernster zeigt sich jetzt die Zukunft“, aber alle Mühen und alle Pflichten der kommenden Lebensbahn soll ihm des Sängers Gabe versüßen. „Dulde und hoffe“ soll sein Wahlspruch sein („Entschluß“). Die Natur in den wechselnden Tages- und Jahreszeiten hat es dem jugendlichen Dichter ebenso ange-tan, wie die Landschaft der schönen Heimat, ihre Geschichte und Sagen, die alle zu preisen er nicht müde wird. Selbst in aller Pracht der Schweizer Berge, deren Eindrücke von früheren Besuchen und Studienaufenthalten beim älteren Bruder Thomas er gewandt und begeistert zu schildern weiß, sehnt sich der schwäbische Dichteringling nach der Heimat am Fuß des Neckbergs und Hohenstaufen, nach seinen Lieben, seinen Freunden. Von fernher im Maieu wandernd sieht er den Heimatberg auftauchen „aus Nebelgrau die Linde, der Kapelle Bau“, aber „angekommen auf der grünen Höh“, tut ihm das Herz so weh, angesichts des Brudergrabs („Wanderlied, Rückkehr in die Heimat“). Sein Wunsch, hier auch einmal den müden Leib zu begraben, „wenn er den Kampf des Lebens ausgerungen, die treuen Brüder decke eine Grust!“ — sollte freilich nicht in Erfüllung gehen und sein Grab in fremder Erde dem trotz Heimatentfremdung heimwehfranken Greisen geschaufelt werden. Der politische Flüchtling vom Jahr 1849 sollte 35 Jahre, bis zu seinem Tod, Heimat und Vaterhaus nie wieder sehen.

Verse voll Wohlklang mit den für seine Altersstufe seltenen sprachlichen Härten verherrlichen die Schweizer Berge, Seen und Gletscher, Rheinufer und Rheinfluss:

Es bricht entzwei des Flusses blauer Spiegel,
er waget kühn den hohen Riesensprung,
mit raschem, majestätischem Schwung
stürzt er hinab, zerreißend alle Zügel.

(Der Rheinfall, vergl. noch die Gedichte: Geist auf dem Pilatus, Des Vaters Treue, Abendphantasie im Gebirge, An den Mond, Ueberfahrt, Wanderlied, Seesturm, Auf dem Berge). In der Ode an den Mond und anderen Gedichten sehen wir die Früchte der klassisch-humanistischen Bildung, die Hans Scherr in Gmünd, Ehingen, Zürich sich erworben hat. Sapphische Versmaße aus dem römischen Dichter Horaz handhabt der junge schwäbische Dichter mit fast vollkommener Graftheit.

Schon im nächsten Jahr 1836 ließ der neunzehnjährige Student seinem hier nur kurz behandelten Erstlingswerk ein doppelt so großes Buch folgen: „Sagen aus Schwabenland“ (256 Seiten in Duodez, Reutlingen, Wäcken). Es enthält 12 Volkssagen, die an Heimorte in der näheren und weiteren Umgebung Gmünds, besonders auf der schwäbischen Alb angeknüpft sind. Die Sagensammlung, meistens freie Umarbeitungen der überlieferten Stoffe, wagte Johannes Scherr, der junge Straßdorfer Lehrersohn, keinem Geringeren als dem Altmeister der schwäbischen Dichtung und Sagenforschung, Ludwig Uhland, zu widmen:

„Hier bring ich Mären Dir aus alten Tagen,
wie ich im Schwabenlande sie gefunden;
ich habe draus dir einen Kranz gewunden,
Du Kündiger der hohen Helbensagen.“

Der Tübingen Dichter und Forscher, das Haupt der schwäbischen Romantikerschule scheint den das Roß der Romantik nur kurze Zeit tummelnden, frühreifen, nicht ausgereisten Herausgeber keines Dankeswortes gewürdigt zu haben. Es waren nicht ganz echte Töne, die er der romantischen Leiter eine Zeit lang entlockte: nur zu bald verjagte den Romantiker der Politiker, den Lyriker und Epiker der Satiriker, Kritiker und Kritiker, der den Kampf gegen alle Ideale geläuterter romantischer Welt- und Lebensanschauung aufnahm. Auch während der drei folgenden Universitätsjahre setzte Johannes Scherr diese Art literarischer Beschäftigung fort, offenbar nicht immer aus innerem Antrieb, sondern auch von der Absicht des Gelderwerbs für die Studentenzeit geleitet, dem später manches Produkt seiner schnellen Vielschreiberei den Ursprung verdankt. Sie bewegt sich zunächst auf denselben Bahnen der Heimatnovelle im Gewand romantisch-mittelalterlicher Verhältnisse, Ritter, Schützen, Räuber, Soldaten u. a., deren Leben und Treiben auf Heimatboden verpflanzt wird, neben manchen Uebertreibungen und Unreisheiten einzelne köstliche Schilderungen von Landschaft und Vergangenheit bietet. Wie weit die immer wieder hineingeflochtenen Liebesverhältnisse eigenes Erleben widerspiegeln, wie weit sie dichterisch-phantastische Visionen und Wünsche des armen Studenten sind, der in bürgerlichen wie adeligen Kreisen seine Verliebten, verlobten, um ihre Liebe ringenden Gestalten sucht, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist sein Herz etwas an dem Straßdorfer Ablerwirtsstöcherlein in dieser Zeit des „Sturms und Drangs“ hängen geblieben. Nicht um-

sonst kehrt die aus mündlicher Ueberlieferung bekannte Dorfschöne mit dem Namen Felicitas in den Jugendschriften öfters wieder; besonders im „Wildschütz“ spielt ihr Elternhaus, „der schwarze Abler“, heute noch im Besiz der gleichen Familie Mühlstein, eine Rolle. Die dort geborene Felicitas Mühlstein heiratete später den Kaminfegermeister Witt in Gmünd; sie bekam ein altes schönes Gmünder Patrizierhaus mit der Hand des Gatten; eine Tochter vermählte sich mit Professor Meier in Gmünd. Enkel und Urenkel pflanzen die Erinnerung an das zarte, literarisch verklärte Jugendidyll aus dem stattlichen Dorfwirtshaus fort, das dem elterlichen, vom Großvater und Scherrl-Freund übernommenen Haus an der Heerstraße gegenüberliegt und einst gräfliches Beamt- oder Amtshaus war. (Fortsetzung folgt)